Der persönliche Kontakt sowie die Offenherzigkeit und Spontaneität im Umgang mit Menschen waren sein Lebenselement. Er brauchte den interessierten Zuhörerkreis ebenso wie den kritischen Gesprächspartner, um sich voll zu entfalten. Seinem Temperament und seiner Auffassung von der öffentlichen Aufgabe der Wissenschaft entsprach es nicht, sich auf die Darstellung seines Fachwissens zu beschränken. Ihm ging es stets zugleich darum, in die Breite zu wirken, wo immer sich ernsthaft Gelegenheit dazu bot. Ein halbes Hundert Leitartikel im Südkurier, die zahlreichen Beiträge und Kommentare in Zeitungen, Hörfunk und Fernsehen, ungezählte Vorträge über historische und politische Themen sowie seine Tätigkeit als Mitglied des Fernsehrates beim ZDF waren für ihn praktiziertes politisches Engagement.

Seine unermüdliche Arbeitsenergie, eine rasche Auffassungsgabe und hohe Konzentrationsfähigkeit sowie die trotz aller Last stets praktizierte Gewohnheit, nichts auf die lange Bank zu schieben, befähigten ihn zu dieser Leistungskraft. Und doch war dies nur möglich aufgrund seiner ungewöhnlichen Fähigkeit, komplexe Vorgänge auf ihren problematischen Kern zu reduzieren sowie der Bereitschaft, sich neuen Argumenten – wer immer sie vortrug – nicht zu verschließen und erforderlichenfalls sein Urteil zu revidieren.

Bei all dem ist der Redner und Kommentator Besson nur auf dem Hintergrund des Wissenschaftlers zu verstehen. Er hatte bereits in jungen Jahren eine beachtliche akademische Karriere gemacht. 1929 in Stuttgart geboren, wurde er nach dem Studium der Geschichte und Politik 1954 an der Universität Tübingen promoviert. Nur vier Jahre später hatte er sich als Assistent seines verehrten Lehrers Hans Rothfels für das Fach Neuere Geschichte habilitiert. 1961 folgte Besson einem Ruf an die Universität Erlangen-Nürnberg. 1966 begann seine Arbeit in Konstanz.

Wer das Glück hatte, mit Waldemar Besson zusammenzuarbeiten, wird ihn nicht vergessen. In Wissenschaft und Politik hat sich Besson in bewundernswerter Weise nie gescheut, mit der ganzen Kraft seiner Persönlichkeit für das einzutreten, von dem er überzeugt war. Die Intensität seines gegenwartspolitischen Engagements und die unmittelbare Identifizierung mit einer Sache haben Maßstäbe gesetzt. Ein Jahr nach seinem Tod wissen wir besser denn je, wie Waldemar Besson uns fehlt. Klaus von Trotha, Juli 1972

Die Lebensgeschichte bedeutender Männer von Randegg

In der Geschichte der Menschheit gab es immer wieder Zeiten, in denen die Entwicklung plötzlich einen Sprung vorwärts gemacht hat, die unter den bisher üblichen Bedingungen kaum denkbar erschien. So wohl auch zu Beginn des 19. Jahrhunderts, also nach der französischen Revolution und in der Napoleonischen Zeit, wie es in der Geschichte der Juden-Gemeinden Deutschlands sich zeigte.

Als damals der Druck der beschränkten Rechte der Juden nachließ, kam es zu einem besonderen Ausbruch und einer Ausströmung von Energien, zur Verstärkung der Existenzen auf allen Gebieten des Lebens, in Politik, Wissenschaften und Technik. Ein sichtbares Zeugnis der verhaltenen Kräfte in den kommenden Wellen des erfolgreichen Fortschrittes gab das kleine Judendorf Randegg, wo auch unter den günstigen Bedingungen dieser Zeit Männer heranwuchsen, die Eindruck weit über die dörfliche Heimat hinaus machten. Sie entwickelten Ideen, die bedeutend genug waren, um Folgen für die Zukunft zu erwirken und Richtung für das kommunale Leben zu weisen, und die sich über die Mittelmäßigkeit erhoben.

Diese Gedanken veranlaßten mich, die Lebensgeschichte zu berichten von 3 resp. 4 Männern, die in dieser Zeit in Randegg geboren waren und die ihrer Heimatgemeinde zur Ehre wurden. Ihre Namen sind:

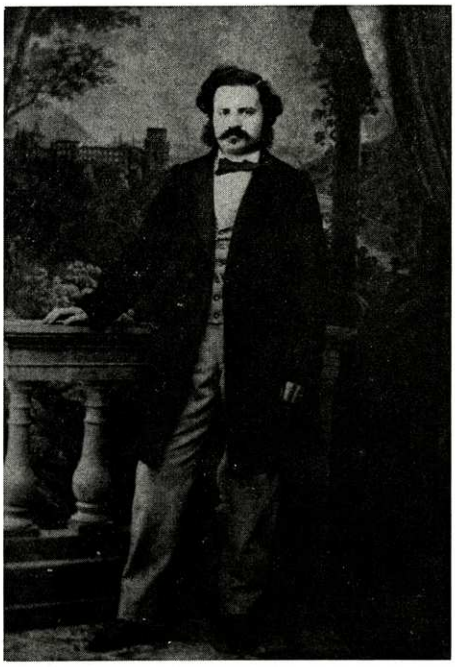
Salomon Moos, Elias Ries-Moos, Heinrich Moos und Konstantin Handloser.

Die ersten Drei entstammen der Familie Moos, zu deren Geschichte gesagt sei: daß sie nachweislich eines Urbars 1534 in Hohenzollern in Haigerloch-Hechingen ansässig war, von da 1592 vertrieben, nach Hohenems in Vorarlberg wanderte, wo sie bis in die Neuzeit lebte. Einige Familienmitglieder wurden als Bürgermeister dieser Stadt bekannt. Aus einer der zahlreich gewordenen Familien Moos ging von da um etwa 1770 als junger Bursche Maier Moos nach Randegg.

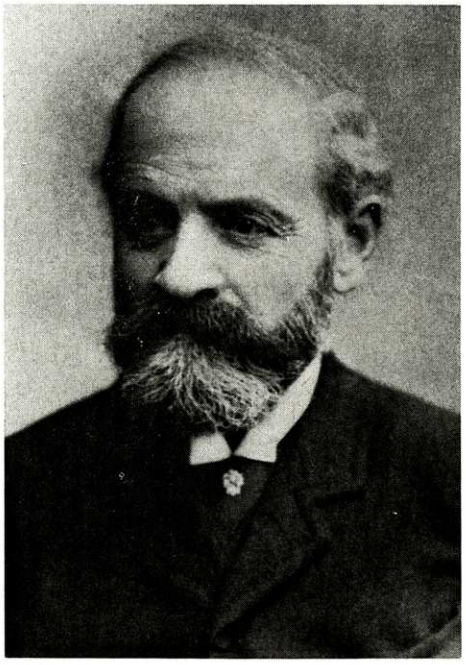
Zunächst war er als Hauslehrer in einzelnen Familien tätig, wurde dann, als die wachsende Gemeinde eine Schule eröffnete, deren Lehrer. In dieser Zeit erwarb er sich, im

wesentlichen durch Selbststudium von Bibel und Talmud, den Titel Rav. Als er heiratete, gründete er mit seiner Frau Hannah Goetzel (1767–1793) die Gastwirtschaft zum „Schwanen". Von den Kindern wurde der älteste, Leopold, der erste jüdische Hauptlehrer der neuen staatlichen Simultan-Volksschule.

Die anderen Söhne wurden Handwerker: Schreiner, Seifensieder, Gastwirt zur „Krone" und Moses wurde Schneider. Die Enkel wurden Metzger, Bäcker, Uhrmacher, Lohgerber. Obwohl er unter dem Namen „Schneider Mausche" der bekannnte, einzige Dorfschneider war, und obwohl er, auf seinem Tisch hockend, vom frühen Morgen bis spät in der Nacht bei Kienspanlicht arbeitete und Stich bei Stich mit der Flickerei sich abmühte, blieb er ein armer Mann. Sein einziger Reichtum waren seine 11 Kinder, die er, wenn auch nicht alle, unter Not und Sorgen groß zog. Noch meine Großmutter erzählte mir von diesen so dürftigen Verhältnissen der vielköpfigen Familie, die allerdings durch die Hilfe des Metzger- und Bäckerneffen unterstützt wurde, und, wie manchmal eines der Kinder vom „Fröschbach" ins Dorf kam, um für 2 oder 3 Kreuzer „Hutzle", getrocknete Birnenschnitz, zu kaufen, das Essen für einen Tag.



Prof. Dr. med. Salomon Moos



Prof. Dr. med. Salomon Moos

Salomon Moos

Von den Kindern war ein Mädchen- und ein Buben-Zwillingspaar. Diese letzteren: Samuel und Salomon, wurden geboren am 15. Juli 1831. Salomon zeigte schon vom ersten Unterricht in der Schule an besondere geistige Anlagen und Fleiß, so daß sein Onkel-Lehrer die Familie veranlaßte, den Jungen für eine höhere Schule vorbereiten zu lassen. Dies geschah durch einen katholischen Pfarrer in Singen, wohin – wir mir berichtet wurde – er die zehn Kilometer jeden Montagmorgen zu Fuß gehen mußte, wenn nicht gerade ein Handelsmann ihn in seinem Wägele mitnahm, um dann am Freitagnachmittag über den Sabbath ebenso heimzukommen. Gut vorbereitet bestand dann Salomon mit 18 Jahren 1849 das Abiturium-Examen am Gymnasium in Konstanz, der damals einzigen höheren Schule im Seekreis. Salomon wollte Medizin studieren. Dies war bei den arg armseligen Verhältnissen des Schneider-Vaters nur möglich geworden durch die dauernde Unterstützung der Familie, wie ich es von meinem Vater weiß und zu der auch der nach Cincinetti, Ohio, USA, ausgewan-

derte Onkel-Möbelschreiner (cabinetmaker) sein regelmäßiges Scherflein beitrug, sowie ein kleines Stipendium der jüdischen Gemeinde. Daneben suchte Salomon sich auch noch mit Geben von Nachhilfestunden etwas zu verdienen.

Mit Begeisterung, Hingabe und eisernem Fleiß studierte Salomon an den damals bedeutendsten Medizinischen Fakultäten in Prag, Wien und Heidelberg, so daß er bereits 1856 sein Staatsexamen in Heidelberg bestehen konnte, anschließend sein Doktorexamen machte und die Approbation als Arzt erhielt. Das Thema seiner Doktor-Dissertation konnte ich leider nicht feststellen.

Noch im gleichen Jahr 1856 ließ sich Salomon Moos in Heidelberg als praktischer Arzt nieder. Doch die Praxis gab ihm mehr wie genug Zeit, um gleichzeitig als Assistent an der Medizinischen Klinik unter Professor Hasse zu arbeiten.

Um über seine klinische Tätigkeit und seine wissenschaftlichen Leistungen berichten zu können, bin ich angewiesen auf die Angaben der Encyclopaedia Judaica und vor allem auf die Denkschrift: „Heidelberg als Wiege der vereinigten Otto-Rhino-Laringologie und deren Geschichte von Privatdozent Dr. Werner Schwab", die mir der verehrte Leiter der jetzigen Klinik, Professor Dr. Werner Kindler, so freundlich und dankbarst zur Verfügung gestellt hat. Diesen beiden Quellen entnehme ich im wesentlichen meine darstellende Dokumentation.

Die Arbeit in der Medizinischen Klinik von Hasse, in den ersten Jahren nach Beginn der eigenen Praxis, zeigte sich später von Wert und Nutzen insofern, als die damals gewonnenen Erfahrungen im Militärdienst an der Front im Krieg 1870/71 zu Gute kamen, als auch dadurch, daß sie Salomon jede ärztliche Einseitigkeit vermeiden ließen, die schon damals und erst recht heutigen Tags die „Spezialisten" verführen, den Blick auf den ganzen Menschen zu verlieren.

1859 konnte sich Salomon Moos an der Medizinischen Fakultät der Universität Heidelberg an deren Medizinischer Klinik, unter Prof. Hasse, habilitieren als „Privatdozent für spezielle Pathologie und Therapie". Außer deren Vorlesungen hielt er auch solche über Krankheiten der Haut und Geschlechts-Organe, über Gerichtsmedizin und sogar auch noch ein zweistündiges Kolleg über Psychiatrie. Bei der Trennung dieser Lehrfächer heute eine Unmöglichkeit, doch damals, mangels Dozenten, eine verständliche Forderung, die so weit ging, daß er einem Kandidaten ein Privatissimum über Psychiatrie einmal gelesen hat, da dies Fach eine nachweisbare Examensbedingung schon damals war.

Dabei fand er noch Zeit, seine schon als Student erlernten englischen Sprachkenntnisse so zu erweitern, daß er im Stande war, das Buch „Diseases of the Ear", Krankheiten des Ohrs, von dem Londoner Professor Tornbee zu übersetzen und zu veröffentlichen; denn damals waren die englischen Otologen in praktischer Tätigkeit und Literatur bedeutender und führend. Dies suchte Salomon Moos aufzuholen mit seinen eigenen Untersuchungen. Durch exakte Beherrschung – wie Dr. Schwab schreibt – der anatomischen und histologischen Technik haben seine intensiven und umfangreichen Forschungen auf anatomischem und pathologisch-anatomischem Gebiet wesentlich dazu beigetragen, der modernen Otologie eine wissenschaftliche Grundlage zu verleihen. Dazu war notwendig der Ausbau seiner angelegten instruktiven Sammlung makroskopischer wie auch und vor allem mikroskopischer Präparate, die noch heute in der Klinik vorhanden ist, auf deren grundlegenden Bestand sie stolz ist. Ich habe diese Original-Präparate noch tadellos erhalten bei meinem Besuch der Klinik, September 1963, gesehen, wohl verwahrt in den seinerzeitigen mit blauem Samt ausgeschlagenen Kästchen. Die mikroskopischen Schnitte sind so ausgezeichnet und lehrreich, daß sie, wie Professor Dr. Kindler mir sagte, noch heute nach 80–90 Jahren zu Vorlesungen und Demonstrationen gebraucht werden können und auch werden.

Auch die ursprüngliche Privat-Bibliothek von S. Moos ist noch in der Klinik und bildet den Grundstock dieser bedeutenden und nahezu vollständigen otologischen Spezialbücherei.

Schon seitdem in Wien S. Moos bei Polizer die ersten Kenntnisse der Ohrenkrankheiten gewann, zeigte er mehr und mehr Neigung zu diesem Sonderfach, zu dem sein Interesse noch mehr wuchs während der Assistentenzeit in der Medizinischen Klinik. So wird es verständlich, daß er sich schließlich ganz der Otologie zuwandte. Die Arbeiten dafür führte er in der Medizinischen Klinik unter eingeschränkten Verhältnissen und oft schwierigen Bedingungen, bis er endlich – 1873 – in der Seminarstraße 2 im früheren Jesuitenseminar, dem späteren Collegium Academicum, wo das Medizinische Institut untergebracht war, einige besondere Räume zur Verfügung erhielt, um da eine Poliklinik, eine ambulantorische Klinik für Ohrenkranke zu eröffnen. Nach Stabilisierung dieser Neubildung hielt S. Moos ab 1875 sein regelmäßiges Colleg über Otologie ab, in Vorlesungen und praktischer Ausbil-

dung. Schon Jahre lang vorher hatte er die Praktische-Arzt-Praxis aufgegeben und nur als Facharzt sich betätigt, um mehr Zeit für sein wissenschaftliches Streben und den Ausbau dieses Faches verwenden zu können.

„Seine wissenschaftlich-literarische Arbeit geht über die Zeit von mehr als 36 Jahren. Kein Zweig der Otologie ist von ihm unberücksichtigt geblieben: Anatomie, Physiologie, pathologische Anatomie des Ohres sowie die klinische Otologie mit ihren Komplikationen von zerebralen Hörstörungen, und auf gerichtlichem Gebiet, und nicht zu vergessen die Bakteriologie, deren Bedeutung er gleich erkannte und der er noch im Alter eine Gasttätigkeit im Institut von Robert Koch in Frankfurt widmete."

Ein erstes und bedeutungsvolles Resultat war die Abfassung des ersten Lehrbuches für Ohrenheilkunde. Ein Exemplar dieses Werkes fand ich in der Zentralbibliothek der Stadt Zürich. Der Titel lautet:

Klinik der Ohrenkrankheiten
Ein Handbuch für Studierende und Ärzte
von Dr. S. Moos
Praktischer Arzt und Dozent an der Universität Heidelberg
mit 20 im Text beigedruckten Holzschnitten
Wien 1866. Wilh. Banvalla, K. & K. Hof- & Univ. Buchhändler

Dies Buch habe ich natürlich mit aufrichtigem Interesse gelesen und mußte staunen über die glänzende Darstellung, den flüssigen Stil, mit denen die Verständlichkeit der Materie so leicht wurde.

Um der Otologie mehr Wert, Eindruck und fachärztliche Anerkennung zu verschaffen, gründete er schon 1869 in Verbindung mit dem Professor für Ophthalmologie Dr. H. Knapp das „Archiv für Augen- und Ohren-Heilkunde", erschienen bei der Chr. F. Müller'schen Hofbuchhandlung in Karlsruhe, und, da Prof. Knapp nach New York berufen wurde, auch in New York bei William Wood & Co. Nach zehnjähriger Gemeinschaft trennte sich diese Zeitschrift und der eine Teil ging dann weiter als „Zeitschrift für Ohrenheilkunde" bei J. F. Bergmann in Wiesbaden. Herausgeber Prof. Dr. S. Moos.

In diesen beiden Heften veröffentlichte er die allermeisten seiner Arbeiten, die eigenen und die zusammen mit seinem Assistenten, späterem Privatdozenten Dr. Steinbrügge. Von diesen seien genannt: Anatomie und Physiologie der Eustachischen Röhre, 1875. Meningitis cerebrospinalis epidemica. 1881. Über Pilzinvasion des Labyrinths im Gefolge von einfacher Diphtherie, Wiesbaden 1887. Über Pilzinvasion des Labyrinths infolge von Masern. ib. 1888. Histologie und bakterielle Untersuchung über Mittelohr-Erkrankung bei den verschiedenen Formen der Diphterie. ib. 1890.

1889 im September tagte in Heidelberg unter dem Vorsitz des Geh.-Rats Prof. Virchov, Berlin, „Die Deutsche Gesellschaft der Naturforscher und Ärzte". Dabei kam es in der so umfangreichen Medizinischen Sektion zur Gründung einer besonderen Untergruppe für Otologie, unter Nr. 20 der Abteilungen. Über die Einführung dieser Sektion berichtet Professor Dr. Kindler in einem mir gegebenen Sonderdruck der „Ruperto-Carola vom Juni 1964: „Der ‚einführende' Vorsitzende war Hofrat Salomon Moos, der Inhaber des Lehrstuhls für Otologie, des ersten dieser Art von allen deutschen Universitäten. Er hatte durch seine Initiative hier seinem Lehrfach zu besonderem Ansehen verholfen. Seine Bedeutung liegt, auch heute noch, in den von ihm durchgeführten histologischen Untersuchungen von Mittelohrentzündungen und ihren Hirnkomplikationen. In Heidelberg war er seit 1866 als erster außerordentlicher Professor des ersten Lehrstuhls für Otologie, nachdem bis dahin diese durch den Chirurgen mitgelehrt wurde. 1891 wurde er Honorarprofessor. Als 1889 Heidelberg zum Tagungsort für die 62. Jahresversammlung gewählt wurde, lag es nahe, daß sich S. Moos besonders bemühte, seinem Spezialfach Eintritt in die Gesellschaft zu verhelfen. Durch S. Moos wurden 42 verdiente Otologen aufgenommen, neben Deutschen auch Österreicher, Ungarn, Engländer, Italiener, Schweizer und USAner."

Zum Dank für das erfolgreiche Bemühen von Salomon Moos um die neu errichtete otologische Sektion wurde von ihren Mitgliedern dem Paten und einführenden Vorsitzenden ein in Schweinsleder gebundenes und mit Golddruckschrift geziertes Fotoalbum überreicht. Gewicht 6,8 kg. Mit den Fotos der neueingeführten Otologen. Der Deckel des Albums zeigt in Goldfarbe die Göttin Minerva mit Eule, Fackel und Schwert, das Heidelberger Schloß und die alte Universität, das jetzige Mediziniche Dekanat.

Dies Album, das bei Professor von Eicken in Berlin verwahrt wurde, ist von diesem vor

seinem Tode 1964 Professor Dr. Kindler übergeben worden, so daß es sich nun wieder in Heidelberg in der Ohrenklinik, wo es ursprünglich war, wieder befindet. Ein anderes anerkennendes Andenken besitzt die Heidelberger Ohrenkinik in dem in Öl gemalten Porträt von S. Moos, das von seinen Freunden Polizer, Wien, und Knapp, New York, gewidmet worden war, das während der Hitlerzeit entfernt werden mußte, verloren ging, und erst 1955 von Prof. Kindler wiedergefunden wude und seinen Ehrenplatz im Direktorzimmer gebührend zurück erhielt. 1866, als Salomon Moos sein Handbuch für Ohrenkrankheiten veröffentlichte und er sich nur noch der Otologie zuwandte, darüber Vorlesungen hielt, wurde er von der Badischen Regierung zum etatmäßigen außerordentlichen Professor ernannt. Wann er den Titel Hofrat erhielt, konnte ich nicht feststellen. Ich vermute 1873, als er die erste Poliklinik einrichten konnte, resp. als er Direktor der Ohrenklinik wurde.

Eine Unterbrechung der akademischen Tätigkeit an der Universitäts-Klinik brachte die Einberufung zum Militär im deutsch-fanzösischen Krieg von 1870/71 ,den er an der Front mitmachte. Es ist anzunehmen als Stabsarzt und Leiter eines Lazaretts, da er ja bereits Professor war und die notwendigen medizinisch-klinischen Erfahrungen besaß. Spezial-Lazarette gab es damals noch nicht.

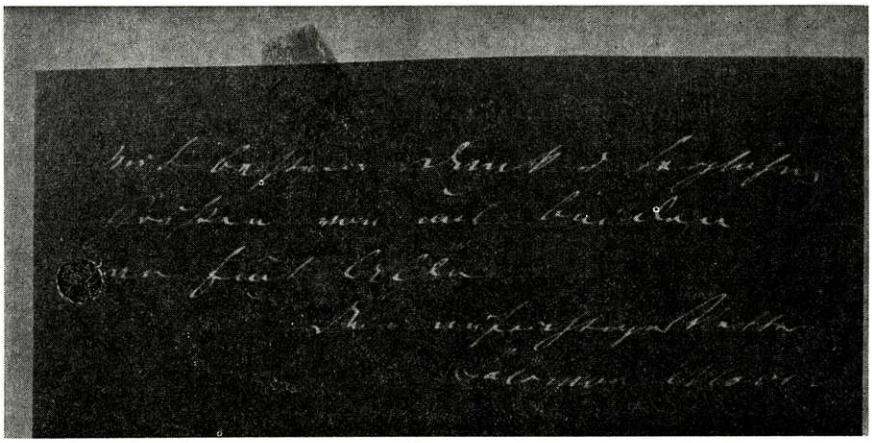
Bald nach Beendigung des Krieges und seiner Rückkehr nach Heidelberg im Sommer 1871 zeigten sich die ersten Symptome einer Diabetes und einer beginnenden oder sich verschlimmernden Lungentuberkulose, die sicher nicht hereditär war. Denn in den so großen, zahlreichen Moos-Familien in Randegg ist mir kein Tb-Fall bekannt geworden, vor allem nicht bei seinen Eltern und Geschwistern. Die mit den Jahren zunehmenden Beschwerden dieser Krankheiten untergruben immer mehr seine Gesundheit. Dazu gesellte sich noch eine progressive Hörstöung, die den Vekehr mit jeder Gesellschaft, besonders aber mit Schülern und Patienten, zusehends erschwerte, ohne ihn aber argwöhnisch und mißtrauisch gegen andere zu machen. Er blieb seinen Mitarbeitern immer hilfreich und fördernd, seinen Studenten im Praktikum geduldig und anregend, und all seinen vielen Patienten, unabhängig ob reich oder arm, ein unermüdlicher, gewissenhafter, wohlwollender Arzt.

Die Ursache der Hörstörung ist ungewiß. Für die eine Seite berichtete mir als Grund mein Vater von einem Unfall: bei einem schweren Regensturm wurde S. Moos der Schirm umgedreht, wobei ein Stänglein ein Ohr verletzte.

Ich persönlich erinnere mich unseres „Onkel Hofrat" sehr wohl, da er mir 1892 die Tonsillen und Rachenmandeln entfernt hat, so daß die jahrelang bestandene doppelseitige Otitis media und die Perforation beider Trommelfelle prompt und ganz ausheilten. Er besuchte mich täglich im Hotel, in dem er uns untergebracht hatte und brachte mir Eiscreme, damals eine Seltenheit für uns Kinder.

Die biographische Charakteristik von Salomon Moos wäre unvollständig, ohne etwas über sein privates Leben zu berichten: Er war verheiratet mit einer Haas aus Karlsruhe, einer schönen, brünetten Frau – Daten und Familie mir nicht bekannt –, angeblich in glücklicher, aber leider nur kurzen und kinderlosen Ehe. Sie ist sehr jung und eine Reihe von Jahren vor ihm gestorben. Ein Bild zeigt eine elegante Frau, und das gleichzeitige von Salomon den jungen Herrn Professor. Das andere Foto stammt aus seinem letzten Lebensjahrzehnt: mittelgroß, hochgewölbte Stirne, tiefliegende strahlende Augen, schmaler Ansatz der breiter werdenden Nase (Moos), dichter dunkelblonder Schnurrbart und kantig geschnittener Vollbart, der den energischen, aber etwas leidenden Mund umrahmt. Alle Zeit seines Lebens hat S. Moos den nahen Kontakt mit der Familie und der Heimatgemeinde aufrecht gehalten. Den Vater verlor er früh, schon während seiner Studienzeit. Die Mutter, die er, so bald er nur konnte, und so weit wie nur möglich, unterstützte und immer wieder besuchte, starb 1867. Was sie sich trotz allem erspart hatte, hat ihr Testamentvollstrecker, mein Großvater, laut Bestätigung an S. Moos übergeben: zwei Badische 35 Gulden-Loose! Regelmäßige Verbindung bestand mit dem älteren Bruder Herrmann, der früh das Elternhaus verließ und nach USA, Acron, Ohio, auswanderte, der Witwe seines Zwillingsbruders Samuel, die, wie auch die jüngere Schwester Adelhaid, nach Acron gegangen waren. Hier sei besonders vermerkt: Leider ist bei manchen Veröffentlichungen statt des wirklichen Autors und Namens Salomon der Name seines Zwillingsbruders Samuel angegeben. Zum Beweis liegt bei: die Unterschrift Salomon Moos von einem Brief an meinen Vater seinem „lieben Vetter Max".

Von allen Verwandten stand mein Vater ihm am nächsten, wie der regelmäßige Briefwechsel beweist, in dem er ihn als Vertrauensmann bittet, alljährlich die Verteilung von für damals hohen Geldbeträgen zu übernehmen an den Todes-Gedenk-Tagen der Eltern,



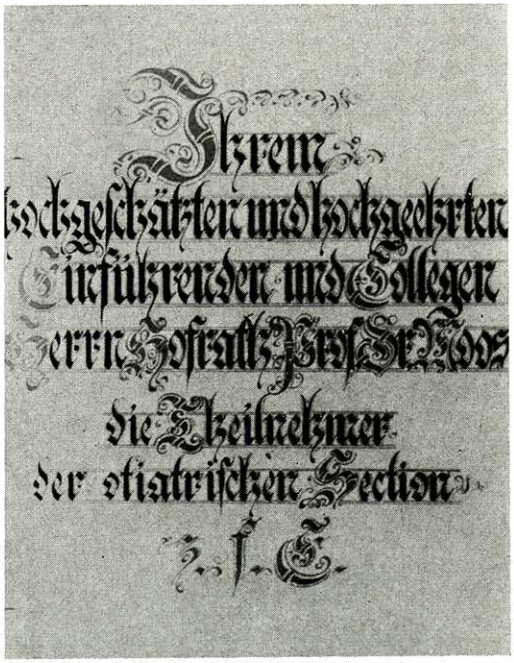
Schriftprobe von Salomon Moos

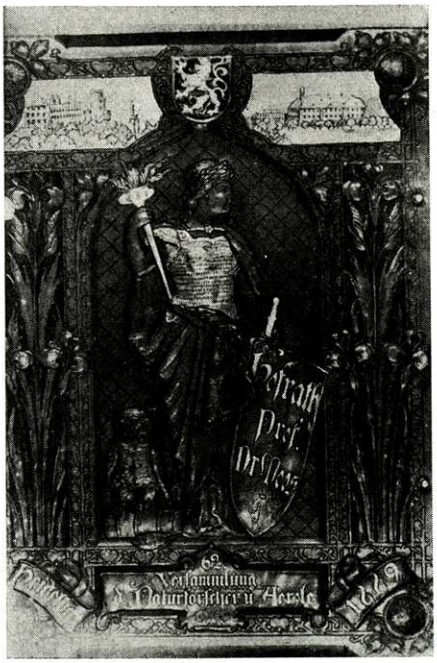
jeweils an bedürftige Verwandte und an Arme der Gemeinde und weiter bittet, für ein „Jahrzeitlicht" besorgt zu sein.

Die Erbschaft von S. Moos ging an die Geschwister in Acron, nachdem verschiedene Legate erfüllt waren. So erhielten mein Vater und Onkel je „in dankbarer Anerkennung" ein Ölgemälde des bekannten badischen resp. Konstanzer Malers Moosbrugger, der erstere ein Bild „Randegg mit dem Hohentwiel", das noch heute die schönste Erinnerung an den Onkel Hofrat in unserem Haus ist.

Als Todesursache wird angegeben: Folgen einer Lungenschwindsucht, die in Verbindung mit einem Diabetes zuerst nach der Rückkehr vom Frontdienst im Krieg 1870/71 aufgetreten ist. Beide Krankheiten haben, langsam zunehmend, ihn leiden lassen.

Am 15. Juli 1895, an seinem 64. Geburtstag, starb Hofrat, Professor für Otologie und Direktor der Universitäts-Ohren-Klinik Dr. Salomon Moos. Er wurde auf dem Jüdischen Friedhof in Heidelberg begraben.





Elias Ries-Moos

Der Familienname Ries war in Randegg und im Bodenseegebiet nicht heimisch. Der Erste dieses Namens war Maier aus Öttingen in Bayern, der um 1800 mit seiner Frau Sarah, einer Tochter Rachel und einem Sohn Elias, geboren 1780, nach Randegg kam. Da um diese Zeit die Juden Familiennamen annehmen mußten, soweit sie solche nicht schon lange hatten, hat dieser Elias des Maier Sohn, Maierson, für sich und seine Eltern den Namen Ries angenommen in Anbetracht und in Anlehnung, daß ihr Herkunftsort „Öttingen an der Wörritz" am Rande des Ries liegt, einer flachen Landschaft im Kreis Nördlingen. Die beiden Ries wurden als „Schutzjude und Handelsmann" in die Schutzherrschaft der Gemeinde Randegg aufgenommen. Daß sie das einstige Aufnahmegeld für den Schutz an die Herrschaft zu zahlen hatten, ist kaum noch anzunehmen. Sie waren Händler mit Metallen und kostbaren Steinen und wurden wegen ihres Charakters und ihrer Lauterkeit die „ehrlichen Ries" genannt und bekannt.

Elias heiratet am 29. Juni 1816 Karoline, Tochter des Metzgers Maier Guggenheim, die aber im ersten Wochenbett am 6. November 1818 starb. Danach heiratete Elias am 21. Januar 1820 Mirjam Moos, genannt „die Maer", die Tochter des Schwanenwirtes Rav Maier Moos, die Schwester des Hauptlehrers Leopold Moos. Aus dieser Ehe entsprangen zwischen 1821 und 1833 neun Kinder; alle wurden auf- und großgezogen. Sicher ein schweres Leben in engen Verhältnissen. Das fünfte Kind war Elkan Ries-Moos, geboren am 11. Dezember 1827, der dann 1860 in Randegg Berta Weil aus Oberdorf heiratete. Sie hatten noch in Randegg zwei Söhne, der erste, 10. Januar 1862 geboren, war Elias-Elkan Ries-Moos, der andere Leopold, geboren Ende 1863. Da der Erstgeborene den Namen seines Großvaters Elias erhielt, so ist sicher, daß dieser gut 80jährige schon 1860/61 verstorben war. Der zweite Sohn erhielt den Namen seines Gevatters bzw. seines Paten Leopold Moos, Bruder seiner Großmutter Mär.

Die persönlichen wie die allgemein wirtschaftlichen Lebensbedingungen in der damaligen Depression, wie oftmals auch politische Gründe der 1840–1860er Jahre veranlaßten viele Juden und Christen zur Auswanderung in's Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Bei den Ries gab den Ausschlag der Rat der bereits „drüben" befindlichen Verwandten: von der Mär-Seite des Schneider-Bruders Sohn Herrmann Moos in Acron, Bruder des Professors Salomon Moos, von der anderen Seite Elkans Schwiegervater Jacob Weil, der schon 1855 mit Frau und 4 Kindern von Oberdorf bei Stuttgart nach Brooklyn gegangen war. Die Umsiedlung der Familie Ries-Moos war nicht ganz leicht: die Mutter-Witwe Mär mit 8 Kindern sowie dem verheirateten Sohn Elkan mit Frau und Märs Liedlingsenkel Elias, gerufen „Eli", mit dem kleinen Leopold, zusammen dreizehn Menschen.

Die ganze Familie ging nach Brooklyn. Elkan, der noch in Randegg die Schusterei erlernt hatte, begann gleich als Schuhmacher, hatte damit Glück und Erfolg, wurde als guter Handwerker gesucht, mußte immer mehr Gesellen anstellen und konnte es schließlich wagen, eine Schuhfabrik zu gründen. Daß es wirtschaftlich zusehends besser ging zeigt ein Bild der Mutter Mär, das sie, die „Tante Mär", dem Neffen, unsern Großeltern, nach Randegg schickte. Auf diesem Foto hat sie ein Kleid, das in den engen dörflichen Randegger Bedingungen ihr nicht möglich gewesen wäre: schwerer, seidener Stoff mit elegantem Besatz, modisch weiter Rock mit Ärmeln, feines Spitzenjabot und großer weißer gekräuselter Haube. Allerdings: die Mutter Mär sieht arg verkümmert, verbraucht mit ihren bald achtzig Jahren aus. Das geplagte, dürftige, sorgenvolle Leben mit ihren vielen Kindern und dem schwierigen Haushalt haben ihre Spuren hinterlassen. Und wenn auch der freundliche Fotograf ihr ein Buch in die Hand gab, so hat dies sie doch nicht zufriedener gemacht. Die harten energischen Züge des Charakters der Mär sind deutlich erkennbar, einer nicht leicht zu habenden Frau, die verstand, sich durchzubringen und durchzusetzen.

Sie hat in ihrem Enkel Eli, dieser Rufname ist ihm geblieben, den aufgeweckten Buben, ein „g'scheites Köpfle" erkannt und gleich dafür gesorgt, daß er Privatunterricht erhielt, um englisch zu lernen.

Dadurch war es möglich, daß Elias rechtzeitig mit den Gleichaltrigen in die allgemeine Schule kommen konnte. Als dann die Eltern nach Baltimore 1872 umzogen, wo Elkan seine Schuhfabrik erfolgreich fortbetrieb, konnte Eli dann leicht in eine höhere Schule eintreten, um schließlich in das „Maryland-Institut für technische Wissenschaft" aufgenommen zu werden.

Elias Begabung, mit einem seltenen Sinn für technische Möglichkeiten, fanden die ersten

Eindrücke von Mechanik in der Schuhfabrik, wo er zu aller Erstaunen dem Vater Vorschläge zur Verbesserung des Betriebes machte, und die der Vater, ein ruhiger, guter, arbeitsamer und fortschrittlicher Mann, auch mit Erfolg verwendet hat.

Nach bestandenem Examen im Maryland-Institut ging Eli zur vollständigen Ausbildung in den physikalischen Wissenschaften an die John-Hopkin-University in Baltimore. Er erlangte den Degree of Electrical and Mechanical Enginer. Erst fand er Anschluß an Edison, machte sich aber sehr bald selbständig. Sein Betätigungsdrang fand ja ein reiches Feld in den drei Kategorien der sich so rasend schnell entwickelnden Technik. Er arbeitete unermüdlich in eigenen Laboratorien und Werkstätten, experimentierte mit kaum begreiflichem Eifer bald mehr auf mechanischem Gebiet, bald wieder auf elektrisch-physikalischem, so daß er sich weit mehr als 250 Erfindungen patentieren lassen konnte. Vielfach waren diese seine Erfindungen bahnbrechend und in nutzbringender Anwendung den Edison'schen gewiß nicht nachstehend. So muß als hervorragendste all seiner geistreichen und erfolghabenden technischen Leistungen darauf hingewiesen werden, daß auf seinen Patenten noch heute das gesamte New Yorker Untergrundbahnsystem läuft, die Lebensader dieser Riesenstadt, das sogenannte „U-Bahn-System" der elektrischen Untergrundbahn in Leitungskanälen.

Weitere wichtige bahnbrechende Erfindungen waren:

Das moderne System der Städtischen- und Fern-Wechselstromerzeugung.

Die Übertragung und Umwandlung der Elektrizität zum Betrieb elektrischer Eisenbahnen, wodurch die frühere Beschränkung auf ein 500-V-Straßenbahnsystem aufgehoben werden konnte und die den Betrieb einer erhöhten Schnellbahn und eines Tunnelsystems (zur Zeit im Einsatz in New York City und anderswo) sowie die Elektrifizierung der Städtischen- und Fern-Dampf-Eisenbahn-Lokomotiven ermöglichte.

Der erste automatische elektrische Motoranlasser (Starter).

Die „Ries-Regelmuffe", die erste brauchbare Vorrichtung, um das Licht von Glühbirnen ohne unnötigen Widerstand herunterzudrehen.

Das Kontrollsystem bei elektrischen Aufzügen.

Methoden und Apparate zum elektrischen Schweißen, Nieten, Löten für Metallarbeiten usw.

Telephon- und Grammophon-Systeme.

Verfahren und Vorrichtungen zur Herstellung von Eisen- und Stahl-Röhren aus glühenden Stahlblöcken in kontinuierlichem Betrieb.

Verfahren und Geräte zum elektrischen Heizen und Kochen.

Der erste selbstzündende elektrische Motor für Einphasen-Wechselstrom.

Das Original-Patent für die Erzeugung von Sprechfilmen.

Ein elektro-akustischer Entfernungsmesser für Schiffe (Eisberge im Nebel, zum Lokalisieren von Feindflugzeugen und Booten sowie für das Auffinden von gesunkenen Schiffen).

Ein anzeigender signalisierender Apparat, welcher das menschliche Ohr in der gleichen Weise kompletiert wie das Fernglas das Auge.

Ein Unterwasser-Anzeiger und andere Erfindungen, welche 1917 der USA-Regierung angeboten wurden.

Und so weiter noch viele, viele andere Erfindungen. Es waren schon 1903 bisher 65 wichtige Patente zugeteilt worden, deren es mit jedem Jahr mehr wurden; schließlich über 250.

Am 25. April 1895 hat Elias Elkan Ries Helen Hirschberg geheiratet, eine Tochter des Lewis und der Bekie (Rebekka) Hirschberg, Rechtsanwalt in New York. Es war eine glückliche Ehe mit einer einzigen Tochter Estelle.

Überblickt und bedenkt man diese geistvollen, epochemachenden, weitreichenden Erfindungen, so sollte man annehmen, daß sie auch dem Urheber einen wohlverdienten wirtschaftlichen Lohn eingebracht hätten. Weit, weit davon entfernt! Es gibt ja keine absolute Gerechtigkeit, sondern nur subjektive Wahrheit und Tatsachen. Und die wissenschaftliche Anerkennung allein genügt nicht.

So sehr Elias Elkan Ries die Gabe mechanischer Erkenntnisse gegeben war, ebensosehr fehlten ihm andererseits jede Einsicht und jedes Vermögen, deren praktischen Wert zu erfassen, um für sich und seine Familie den so notwendigen Lohn zu ernten. So hat er schon 1903 unverständlicher Weise eine Anzahl seiner Patente, das einzelne jeweils um $ 300, abgegeben. Aus den wichtigsten davon wurden von den Patentinhabern ganz große Vermögen erzielt. Allein dies ist ein Beweis, wie unglaublich schlecht, ja unsachgemäß er die finanzielle Seite seiner Erfindungen wahrzunehmen wußte. Diese seine größte Schwäche mußte früher oder später zu bösen Folgen führen, wirtschaftliche Rückschläge bringen, und hat auch schließlich in einer Katastrophe geendet. Zahlungsunmöglichkeit erzwang einen

Bankrott und nur mit tiefster Erschütterung muß man feststellen, daß nur ungefähr $ 65.000 für seine wertvollen noch in seinem Besitz befindlichen Patente bei der Auktion erzielt wurden, so daß nach Zahlung der Honorare und der Schulden an seine Geldgeber dem unglücklichen Elias nur ein kaum nennenswerter Betrag übrig gelassen wurde.

Die gerissener Bieter haben in schnödester Weise und mit fast verbrecherischer Hintertreibung den Wert gedrückt und dann später zugegeben, daß sie bis $ 100.000 nicht nur gesteigert hätten, ja, daß sie selbst eine halbe Million $ gegeben hätten. Sofortige Einsprüche wurden von einem Richter verworfen. Und die Käufer konnten dann durch Verwertung der Patente Vermögen von unsagbarer Höhe erzielen.

Elia Elkan Ries hat sich von diesem furchtbaren, zertrümmernden Schlag nie wieder erholen können; er hat seine bisher so unermüdliche Lebens- und Arbeitskraft zerstört, versiegen lassen und sein geistiges Vermögen, sein Erfindergenie zunichte gemacht.

Seine experimentellen Fortschritte und die Notwendigkeit seiner Anwesenheit bei der Anwendung seiner Patente verlangten und veranlaßten seinen Umzug von Baltimore nach New York. Hier hat er geheiratet, gearbeitet und gelebt bis zu seinem frühen Tod am 20. April 1928.

Eine Masonic-Abdankung fand in New York statt, die formelle Beerdigung in Baltimore, wo er auch begraben liegt. Sein Grabstein trägt die Inschrift: Inventor, Philosopher, Seer (= Erfinder, Gelehrter, Seher).

Eine verehrende Anerkennung fand Elias als Mitglied der verschiedenen wissenschaftlichen Gesellschaften, als Freimaurer und als President of the American Audioscop Co.

Was Elias Ries im Leben missen mußte, gaben ihm reichlich die Nachrufe in: The American New York:

„Wenn Elias Elkan Ries auch vielleicht nicht populär war und nicht so bekannt wie Edison und Marconi, so verdient er nichts desto weniger für seine ausgeführten Erfindungen als ein ‚highly individual', als ein hochbegabter Mensch einen Ehrenplatz in der elektrischen Welt."

In „The New York Time" der bedeutendsten Zeitung von New York: „Sein Name wird immer mit allen Ehren genannt werden müssen, denn er gehört zu den 183 meist „distinguished", bedeutendsten Menschen der ganzen Welt und zu den *Hundert berühmtesten Männern der Technik.*

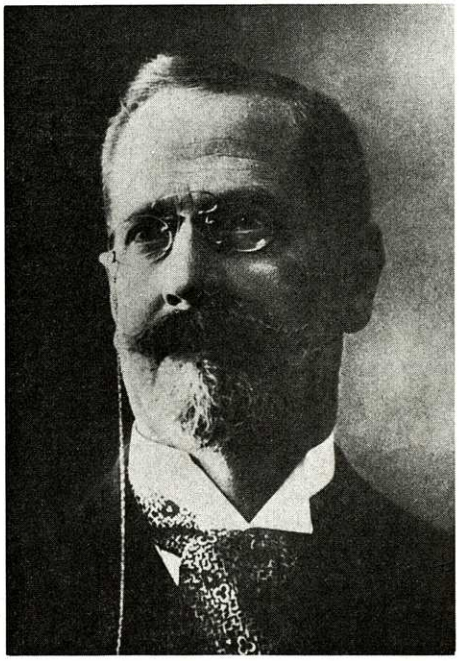
Heinrich Moos

Der jüngste Sohn des Rav Maier Moos und der Babette Schwab war Gideon, geboren am 3. Dezember 1805 im Gasthaus zum Schwanen, gerufen wurde er Götsch. Er bekam Unterricht von seinem Vater und mehr noch von seinem älteren Hauptlehrer-Bruder, die ihn für den Schulberuf ausbildeten. Er trat dann auch die Stelle eines Lehrers an der jüdischen Gemeindeschule in Schmieheim an, mußte diese aber schon nach einigen wenigen Jahren aus Gesundheitsgründen wieder aufgeben und kehrte in's Elternhaus zurück. Da er ja von früh an in der Wirtschaft hatte mithelfen müssen, den Betrieb also kannte, konnte er noch zu Lebzeiten des Vaters den „Schwanen" übernehmen. Er wollte sich verbessern und kaufte den „Gasthof zur Krone", für den er 1837 auch gleich die Konzession erhielt. Dies war wirklich ein Aufstieg, ein „wirtschaftlicher" Fortschritt. Denn die „Krone" war viel größer, günstiger gelegen mitten im Dorf an der Hauptstraße, zwischen den beiden zum Hinterhof führenden Straßen. Ein weitläufiges 2½stöckiges Haus mit großem Stall und Scheune. Eine breite, recht steile Treppe führte in den ersten Stock, wo links die vielfenstrige, helle, gemütliche Wirtsstube lag; rechts ging es zur Küche und zu den Familienzimmern; im zweiten Stock waren ein großer Saal und die Gastzimmer.

Unter Götsch, der 1834 Babette Lehmann geheiratet hatte, wurde die „Krone" bald in der ganzen Umgebung bekannter und besonders bei den Leuten des Transportverkehrs von der Schweiz nach Süddeutschland und die Seegegend. Sie hatten 8 Kinder; bei der Geburt des letzten starb die Frau. Am 18. Dezember 1842 war in der „Krone" Heinrich Moos geboren.

Er war, wie sein „Onkel-Lehrer" schon frühzeitig feststellen konnte, zeichnerisch recht begabt und mit einem geistigen Köpfle veranlagt. Um ihm eine entsprechende Ausbildung bei dieser Voraussetzung zu geben, durfte er nach vollendeter Volksschule nach dem damals französischen Straßburg auf die Ecole des arts et du Travail gehen, da von Großvaters Seite her verwandtschaftliche Beziehungen nach dem Elsaß bestanden, um da ein seinen Fähigkeiten entsprechendes Handwerk zu erlernen. Er wählte Xylo- und Lithographie, eine Arbeit, die mit ihren neuen Vervielfältigungs-Möglichkeiten Aussicht und Hoffnung auf eine wach-

sende Industrie-Entwicklung gab. Nach einigen Jahren, in denen er auch fließend französisch sprechen lernte, und nach bestandenem Examen ging er zur weiteren Ausbildung nach Paris, um an der Ecole des Beaux Arts et Metier zu studieren, der damals, wie noch heute, bedeutendsten Hochschule für Kunst und Technik. So gut er auch diese Zeit ausnützte, war ihm doch nicht vergönnt, ein Abschlußexamen zu machen, wenn auch das Erlernte genügte, um ihn für sein Vorhaben vorbereitet sein zu lassen. Denn 1872 war Vater Götsch gestorben und so wurde Heinrich zurückgerufen, um die „elterliche Krone" zu übernehmen. Seine drei Schwestern halfen ihm wohl, die Wirtschaft weiter zu führen, bis sie der Reihe nach heira-



teten und bis er seine junge 20jährige Rosa Bloch als Frau Wirtin in die Krone brachte. Sie fand sich schnell in den neuen Aufgaben zurecht und verstand es, den guten Ruf der „Krone" und deren Küche zu erweitern und als eine Gastwirtschaft zu halten, „in der man freundlich aufgenommen, sich heimisch fühlen kann und wo aufgelegte Journale und Zeitschriften bereit liegen". Dadurch konnte Heinrich sich seinem Vorhaben, der Gründung einer „Anstalt" und seiner künstlerischen Neigung widmen. Den ersten schönen Beweis seiner Begabung und seiner technischen Kenntnisse gab er mit der Veröffentlichung seines Album vom Höhgau und Untersee. Ihrer Königlichen Hoheit Frau Großherzogin Louise in Ehrfurcht gewidmet von Heinrich Moos, mit Erläuterung. Schaffhausen, Buchdruckerei der Brodmann'schen Buchhandlung. 1867.

Von diesem Album erfuhr ich von seiner Tochter, daß aber alle Familien-Exemplare mit allen seinen anderen Arbeiten von den Nazis in Karlsruhe vernichtet worden sind.

Mein Suchen in der Zentralbibliothek Zürich und in der Wessenberg-Bibliothek Konstanz waren erfolglos; doch von dieser auf Schaffhausen hingewiesen, fand sich ein Exemplar in der Stadtbibliothek, die mir freundlichst vollständige Reproduktionen herstellen ließ. Später konnte ich noch eines im Rosgartenmuseum feststellen. Ob das der Großherzogin gewidmete noch in deren Bibliothek auf Schloß Baden-Baden vorhanden ist, hat die Verwaltung auf meine Anfrage nicht beantwortet. Jedenfalls konnte ich durch die Freundlichkeit der Schaffhauser jedem der noch lebenden Nachkommen ein Album geben.

Das Album hat die Größe 20 x 10 cm, enthält 12 ganzseitige nach der Natur gezeichnete Holzschnitte und 10 mit Fantasie und Liebe geschnittene kleinere solche.

Es ist das Erlebnis und Ergebnis einer Wanderung von Konstanz an den Untersee und zu den Hegaubergen, niedergelegt in Bild und Wort, und zeugt von des jungen Autors bewußtem Empfinden für Natur und Kunst, die er mit Gefühl zu vereinen wußte, in guter Klarheit sie jedem nahe bringend und verständlich machend. Das Büchlein beweist aber auch andererseits die volle Beherrschung der delikaten Technik des Holzschnitts durch seine persönliche Geschicklichkeit.

Einzelne dieser Holzschnitte waren seiner Zeit vielfach in den Wohnstuben zu sehen und noch in jüngster Zeit wurden die zwei Holzschnitte von Konstanz, der eine vom See aus gesehen, der andere von der jetzigen Seestraße aus resp. von dem damaligen Vinzent'schen Gut, für so wertvoll gehalten um, als Schmuck der Deckelumschläge zu dienen für das Buch: „Das alte Konstanz" von E. Hofmann und Paul Motz. Friedrich Stadler Verlag 1966. Die anderen Holzschnitte halten fest: die „Mainau, der reizendste Punkt am Bodensee", „Gottlieben mit seinem altertümlichen, und doch so freundlichem Schlößchen, ein wahres Ruheplätzchen". Radolfzell, „der respektable Ort der Ritterschafts-Kanzleien". Dann die „eigentümlichen, vulkanischen Bergkegel des Höhgaus". Der Hohentwiel vom Aachtal aus und von „Innen", ein Blick auf die massigen Ruinen. Der Hohenkrähen mit den Resten der Burgvogtei des Popolius Maier, dem Poppele vom Krähen. Der kleine Hügel des Hohenstaufen „mit dem romantischen Bild der Schloßruinen, welche das Werk der Menschenhand in seiner Zerstörung darbieten". Die drei Hohenstoffeln mit seinen Ruinen bei Binningen, der grundherrlichen Besitzung der Freiherrn von Hornstein. Die Bergkegel des Mägdebergs bei Mühlhausen und des Hohenhewen bei Welschingen und schließlich das heimatliche liebliche Randegg.

Vergleicht man diese Bilder mit dem Ansehen all dieser Hegauberge heutigen Tages, so sieht man, wie viel schöner sie einst dastanden, ehe der Zahn der Zeit, der Kultur und der Technik in den 100 Jahren so bitter an ihnen genagt haben. Die damaligen Ruinen sind noch viel kleiner geworden. Vieles, von dem der Wanderer erzählt, besteht nicht mehr. Bewundernswert ist dabei, wie lebhaft und in wie gutem Stil er sein Erleben an Natur und Menschen darzustellen vermag und dabei versteht, seine geschichtlichen Kenntnisse mit dem Gegenwärtigen zu verbinden. Jeder, der heute durch den Hegau wandert oder auch nur fährt, wird diese Beobachtungen der 100jährigen Vergangenheit mit großer Genugtuung ansehen und lesen und staunen, mit wieviel Geist und Talent er sie in Formen und Worte zu kleiden wußte.

Da die „Wirtschaft" der Krone im wesentlichen in den Händen der Frau Wirtin Rosa lag, konnte Heinrich sich fast ganz seinem Beruf widmen. Schon 1865 gründete er seine „Xylographische Kunstanstalt", wofür er den großen Saal benützte zur Aufstellung der notwendigen Maschinen und als Arbeitsraum für die Angestellten, die, wie damals üblich, außer Lohn auch Wohnung und Kost erhielten. Der Betrieb ließ sich gleich gut an, die Aufträge mehrten sich, zumal auch die Badische Regierung und andere Behörden solche gaben. Da dann auch Lithographische Arbeiten ausgeführt wurden – gleichsam der erste Vervielfältitigungs-Betrieb dieser Art in Baden –, mußten immer mehr Angestellte beschäftigt werden.

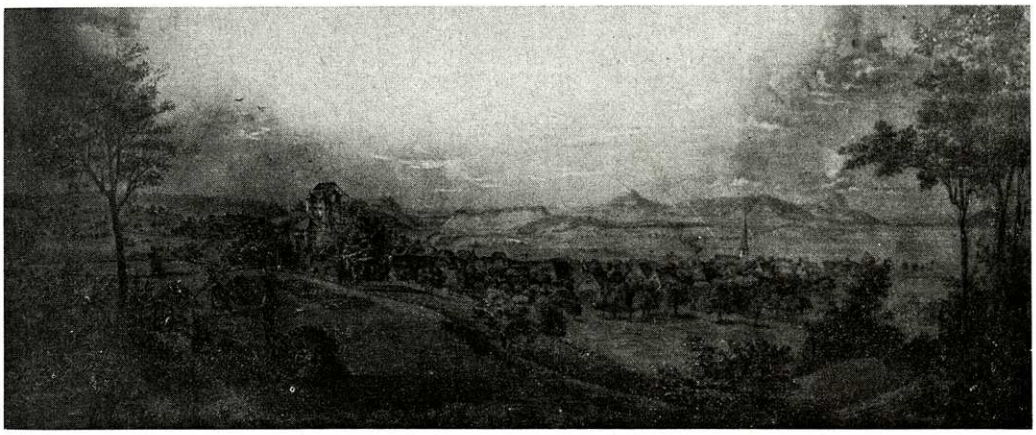
Wie die Kunstanstalt wuchs auch die Gastwirtschaft an Umfang, und vor allem auch gleichzeitig die Familie. Denn so ziemlich jedes Jahr kam ein Kind, so daß es von 1875 bis 1885 bereits sieben waren! Welch eine Leistung für die junge Frau, die so oft gleichzeitig zwei „Schenken" zu versorgen hatte. Dabei wurden auch in der „Krone" die meisten Festlichkeiten der Gemeinde und Vereine abgehalten, Hochzeiten und Bälle, für deren gemütliche und künstlerische Ausgestaltung mit Theater-Spielen, Gesängen und Vorträgen gewöhnlich Heinrich zu sorgen hatte, oft in Verbindung mit seinem Freund, Hauptlehrer Wolfsbruck, die als Regisseure den schönen Verlauf festlich-froh vorbereiteten.

Seine sportlichen und gesanglichen Neigungen veranlaßten ihn, mit seinen Altersgenossen einen Randegger Turnverein und auch einen Gesangverein zu gründen. Er selbst war ein glänzender Turner, ein eifriger Vorturner, und oft ein Preisgewinner. Vor allem mußten seine eigenen Buben von früh an mitturnen wie aber auch die gesamte andere Jugend. Beide Vereine ernannten Heinrich Moos zum Ehrenmitglied bei ihren 50jährigen Stiftungsfesten. Ein anderes Hobby war sein Fischen in der Biber, wobei die Jungen den Kessel tragen durften, in dem die Fische zum Fischkasten im Fröschebach gebracht wurden, bis zum Gebrauch in der „Krone".

Heinrich war, soweit ich mich von seinen Besuchen in unserem Elternhaus in Konstanz und den Gegenbesuchen in Karlsruhe erinnere, denn mein Vater stand ihm besonders nahe und in seinen Sorgen auch mit Rat und Tat bei, und, wie sein Foto zeigt, die mir sein

90jähriger Sohn Max aus Genf schickte, ein mittelgroßer, sehniger, beweglicher Mann, mit dunkelblondem Haar, mit dichtem Schnurr- und kleinem Spitz-Kinn-Bart, mit einem „Zwicker" an goldenem Kettchen über das rechte Ohr, und immer mit einer betonten Künstlerkrawatte. Hohe Stirne, klarer Blick aus blauen Augen, schmaler energischer Mund, immer gesund und sehr gepflegt, tatkräftig bis in sein hohes Alter.

Als die Kinder mehr und mehr schulpflichtig wurden und da sie höhere Schulen besuchen sollten, vor allem aber weil der Betrieb der „Xylolithographischen Anstalt" vielseitiger und umfangreicher wurde und um den Aufträgen der Regierung leichter entsprechen zu können, zog Heinrich mit Sack und Pack im Jahre 1885 nach Karlsruhe in die Gottesauerstraße, mit sieben Kindern, acht Xylographen, Galvanoplastikern, Lehrlingen und einem Mädchen, alle in einem Haushalt und mit dem Betrieb im selben großen Haus. Auch hier mußte er bald die Anstalt erweitern und wußte sie erfolgreich zu führen. Das Glück war ihm günstig, versah ihn mit wirtschaftlicher Unabhängigkeit, wenn auch nicht sehr lukrativ, so daß er doch seinen Neigungen zum Malen, Zeichnen, Entwerfen genug Zeit widmen konnte.



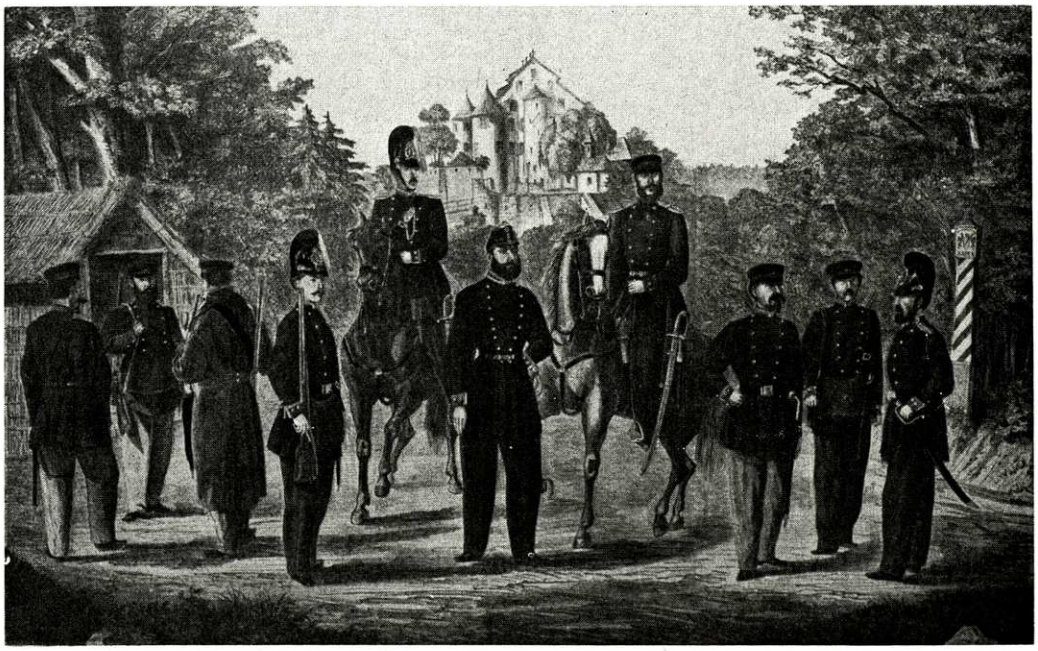
Schloß und Dorf Randegg, von Heinrich Moos

Als die Mode der Ansichtskarten aufkam, begann er einen Verlag von Karten mit Ansichten von Stadt und Land, von Personen, vor allem den badischen Künstlern und ihren Werken, besonders aber auch mit Karten eigener Motive. Daraufhin eröffneten zwei seiner Kinder mit dieser Hilfe den ersten Ansichtskarten-Laden in Karlsruhe. Dieser entwickelte sich gut, besonders, als sie eine Bilder-Galerie ihm anschlossen, bei der dann schließlich alle die großen Künstler der Kunstakademie, die Badische Schule, ihre Bilder ausstellten: Hans Thoma, Wilhelm Trübner, Richter u. s. f. mit der Möglichkeit, jedes Jahr eine Einzelschau zu geben, ihre Arbeiten der Allgemeinheit näherzubringen, sie leichter zu verkaufen. Der Erfolg und die Dankbarkeit der Künstler war dieser Initiative auch nicht ausgeblieben. Die Schaffensfreude derselben wurde in Atem gehalten, ihr Absatz erhöht, Faktoren, mit denen in der Kunstwelt man eben doch auch rechnen muß.

1933 kam der Boykott, die Inhaber kamen in ein KZ und alles, was im Geschäft, im Elternhaus und bei den Kindern vom väterlichen Nachlaß wohl behütet wurde, ist von den Nazis konfisziert und vernichtet worden: die originalen Blöcke der Holzschnitte, die lithographischen Platten, seine Ölbilder und die vielen Handzeichnungen, alle Entwürfe und Schriften. Als die Kinder später nach dem Zusammenbruch nach Karlsruhe kamen, war auch nicht ein Stück wieder aufzufinden.

Da ist es natürlich und leider nicht mehr möglich, über die Arbeiten Heinrichs aus der Karlsruher Zeit zu berichten und sie zu beurteilen. Dafür konnte ich glücklicherweise frühere Werke feststellen, wovon besonders wichtig und interessant die einzige farbige Lithographie ist. Diese entdeckte zufällig Herr Zollamtmann Hermann Fischer, Konstanz, in einem Bücherantiquariat. Sie zeigt „die Badische Zollgrenzwache Randegg" – signiert „gez. nach d.

Natur. H. Moos" – als eine Gruppe von Beamten der ehemaligen Zollgrenzwache in der badischen Uniform, teils zu Fuß, teils zu Pferd, am badisch-schweizerischen Grenzübergang, mit dem Hintergrund des Schlosses, so wie es von dieser Stelle aus noch heute zu sehen ist. Dabei ist historisch wertvoll, daß dies Bild einen Überblick gibt über die damalige Dienstkleidung und Ausrüstung der Grenzwächter mit den verschiedenen Rangabzeichen. Vielleicht ist es das einzige Dokument dafür. Es ist außer jedem Zweifel, daß die Dargestellten absolut deutlich „nach der Natur", also nach ihrem tatsächlichen persönlichen Aussehen gezeichnet wurden.



Das Großherzogl. Badische Zollpersonal im Jahre 1866 in Randegg; in der Mitte stehend der Vorsteher des Hauptsteueramts Randegg, zu Pferd der Grenzkontrolleur und der Berittene (Grenzaufseher).

Ein ähnliches Gruppenbild sah ich als Bleistiftzeichnung von Heinrich, das die Mitglieder des Randegger Gesangvereins bei einem Ausflug auf einer Wiese an einem Bergabhang liegend und sitzend zeigt. Und da war jede und jeder auf dieser „Jugend-Aufnahme" zweifelsfrei mir erkenntlich, die ich selbst später gekannt habe. Leider muß ich gestehen, daß ich wirklich nicht mehr weiß, wer und wo der Besitzer jetzt ist. Doch seine künstlerische Begabung, Personen bildlich darzustellen, gleichsam zu porträtieren, ist mir immer bewußt geblieben.

Dafür konnte ich eine andere Handzeichnung feststellen und durch die Freundlichkeit der Besitzerin, Frau Regina Rothschild, jetzt in New York, eine fotografische Aufnahme zur Verfügung und zur Reproduktion erhalten. Sie zeigt den Blick auf das liebliche Dorf und Schloß Randegg in einer Bleistiftzeichnung, mit sicherer Hand festgehalten und gesehen von der Gailinger Straße aus. Der Charme und die Zartheit der Landschaft, die Liebe zu ihr und das Empfinden für sie ist nicht zu verkennen, auch wenn das Bild in seinen hundert Jahren leider arg verblaßte. Aber in seiner Auffassung und mit dem umfassenderen Blick erscheint es noch schöner als das Ölgemälde des damals noch lebenden badischen Malers Moosbrugger.

Wie diese Arbeiten aus der Randegger Zeit nachweisbar wurden, so mögen wohl auch solche aus den Karlsruher Jahren noch in der Stadt und ihrer Umgebung vorhanden sein; doch dem konnte ich nicht nachgehen, auch wenn mir durch Heinrichs Tochter, Frau Betty

Bollag, Zürich, gesagt wurde, daß immer seine Zeichnungen, Holzschnitte und Lithographien Liebhaber fanden, besonders seit die „Bildergalerie Moos" mit ihren Ausstellungen mehr und mehr gedieh.

So wie diese ist auch die Familie in Karlsruhe gewachsen. Schließlich waren es zehn Kinder, sieben Knaben und 3 Mädchen, die alle etwas lernten, alle es zu etwas brachten, sich zerstreuten und zerstreut wurden in fremde Länder, sofern sie nicht vergast worden sind.

Heinrich Moos starb am 4. November 1917 in Karlsruhe. Es ist eine Tatsache, daß der hinterlassene Ruf eines Künstlers oft das einzige ist, das einen Ersatz für den Verlust seiner Werke geben kann, auch wenn er zu Lebzeiten Anerkennung erfuhr.

In dankbarem Gedenken und treuer Erinnerung an Heinrich's Galerie Moos haben seine Kinder und Enkel sein Werk erfolgreich fortgesetzt und so bestehen noch heute Galerien Moos als: Galerie Max Moos in Genf, berühmt durch seine franz. Impressionisten; Galerie Moos, Blvd. Montblanc in Genf für Reproduktionen; Galerie Moos für Bilder in New York, USA; Galerie Moos für Bilder in Toronto, Kanada, und drei Galerien für Bilder in Zürich seiner Enkel Max Bollag, Susan Bollag (für Moderne) und René Feissel.

Auszug aus „History of the Family Moos-Moss-Moore".

Stammbaum

1534–1590 in Haigerloch-Hohenzollern, 3 Generationen
1600–1780–1900 in Hohenems-Vorarlberg, 5 Generationen
1770–1933 in Randegg, 5 Generationen

in Randegg Rav Maier Moos 1752–12. 5. 1834

Leopold 1785–1866 Hauptlehrer	Mirjam die Maer 1795–1875/80 heiratet 21. 1. 1820 Elias Ries –1860	Moses Schneider 1790–1845 v. Eleonore Wieler	Gideon-Götsch Kronenwirt 3. 12.1805–1872 v. Babette Lehmann 12. 12. 1811– 22. 7. 47
12 Kinder Samuel 1824–1875 Metzger V. Mathilde Rosenthal 1824–1905	9 Kinder Elkan 11. 12. 1827–1905	11 Kinder Zwillinge Salomon u. Samuel 15. 7. 1831– 15. 7. 1895	8 Kinder Heinrich 18. 12. 1842– 4. 11. 1917 v. Rosa Bloch
2 Kinder Maximilian 1852–1934 Lohgerber. v. Sarah Bloch 1860–1950	Elias 18. 1. 1862– 20. 4. 1928		10 Kinder Max Galerie Genf Sohn Galerie N. Y. Iwan Galerie Genf Betty v. Bollag Galerie Zürich So. Max, Gal. Zürich To. Susan, Gal. Zürich So. Fritz Gal. Toronto
4 Kinder Dr. Semi Moos 1883–			

Konstantin Handloser

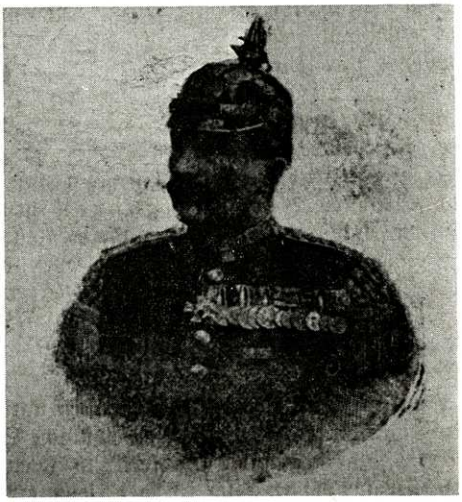
Manche Musiker haben als Dirigenten Ruhm erreicht, aber nur wenige sind der ausübenden Musik ihr ganzes Leben lang so hingebungsvoll ergeben geblieben wie Konstantin Handloser. Er war geboren in Randegg am 13. Februar 1846 als erstes Kind des Anton Handloser und seiner Frau Susanna, geborene Link, eines kleinen Landwirts. Die Familie Handloser sind immer unter den vier zahlreichsten Familien des Dorfes während des 19. Jahrhunderts gewesen und die am häufigsten genannte nach der Familie Brütsch und vor den Hirt, Fink, Schneble. Die Eltern waren wie all ihre Vorfahren Kleinbauern mit meist mehr

Kindern in der Stube als Vieh im Stall, auf eigenem Grund und Boden in harter Arbeit ihr Auskommen findend. Denn Randegg hat „schweren Boden".

Die anderen Kinder waren: eine Schwester Klothilde, 11. 1. 1848, der Bruder Dismas, 30. 5. 1852, 6 Jahre jünger und zeitlebens sein treuester Begleiter, und noch ein Bruder Johann, 12. 1. 1857, der die elterliche Landwirtschaft fortführte.

Konstantin erhielt seinen ersten Unterricht in der noch nicht lange eingerichteten Simultan-Volksschule bei derem ersten Hauptlehrer, meinem Urgroßvater, dem er „für seine Güte" immer dankbar geblieben ist, und dies später dessen Kindern oft wieder und in unverändertem Randegger Dialekt zum Ausdruck brachte.

Nach seiner Eltern Wille sollte er das Schlosser-Handwerk erlernen und kam also nach Schulabgang zum Dorfschlosser in die Lehre. Seine Neigung zum Musizieren ließ ihn frühzeitig zusammen mit dem „Kronenwirt" und ihren Kameraden eine „Dorfmusik" gründen, in der er die Klarinette blies. Noch ehe er seine Gesellenzeit beendet hatte und ohne die Absicht, jemals eine Schlossermeister-Prüfung bestehen zu wollen, ist er gegen den Willen der Eltern von Randegg ausgerückt, um nach Mannheim zu gehen.



Da, 1864, achtzehn Jahre alt, meldete er sich als 3jährig Freiwilliger zum Militärdienst beim dortigen Grenadier-Regiment, um als „Musikzögling" in die Regimentskapelle eingestellt zu werden. Nach der Ausbildungszeit als Rekrut wurde ihm im Dienst als Soldat Erlaubnis für die notwendige Zeit gegeben, um auch zugleich Musik studieren zu können. Denn man hatte seine persönlichen musikalischen Fähigkeiten erkannt und so gab man seinem Trieb zur Musik wie auch seinem Eifer und Fleiß die Möglichkeit, bei dem Hofkapellmeister Lachner am Hoftheater regelmäßigen Musikunterricht zu nehmen. Hier erhielt er nicht nur die theoretischen Unterlagen zu seiner Ausbildung, sondern auch die praktische Einführung zur Erlernung des Spielens im Orchester, die beste Voraussetzung, ein solches einmal leiten zu können. Mannheim stand damals in vorderster Reihe in der deutschen Oper-Theater-Konzert-Welt. Dies gab ihm nicht nur die Gelegenheit, die bedeutendsten Werke unserer großen Tonmeister zu hören, sondern auch die Erlaubnis zu erhalten, bei deren Aufführungen aktiv mitwirken zu dürfen. Eine so gründliche großzügige Ausbildung, wie sie einem Musikschüler nur selten geboten wurde.

Seine guten Fortschritte machten ihn dann auch fähig, in die besonders zusammengestellte Musikkapelle eingereiht zu werden, die auf der großen Pariser Weltausstellung spielen und die deutschen Orchester vertreten sollte. Als Klarinettist spielte er mit beiden erfolgreichen Konzerten im „Grand Pavillon" wie auch vor dem Kaiserlichen Hof. Dabei lernte er nicht nur Paris kennen, sondern vor allem auch die herrlichen Vorstellungen der Werke von Aubert, Verdi, Meyerbeer und anderen in der großen Oper. Sicher hat er nicht gedacht, daß er, nach-

dem er erst kurz vorher den Krieg von 1866 mitgemacht hatte, nach 2 Jahren schon wieder mit der Armee 1870/71 nach Frankreich kommen werde.

Nach diesem Krieg-Feld-Dienst und nicht lange nach der Rückkehr in die Mannheimer Garnison und damit nach 6jähriger musikalischer Erfahrung mit Studium und praktischer Übung kam es zum bedeutendsten Wendepunkt im Leben Konstantin Handlosers: Er wurde 1872 zum Kapellmeister befördert und hatte als solcher den Dienst bei der Musikkapelle des in Konstanz stationierten Badischen Infanterie Regiments, des späteren Inf. Rgt. Nr. 114 Kaiser Friedrich III., mit den grünen Achselklappen, zu übernehmen.

Eine sehr schwere, aber dankbare Aufgabe, die K. Handloser da zu lösen bevorstand. Denn die Konstanzer Kapelle hatte bei weitem nicht den hohen Standard des Mannheimer Grenadierregiments. Im wesentlichen bestand sie aus alten langdienenden Bläsern, da der Vorgänger ein besonders für Blasmusik begabter Mann war. Doch Handlosers Ideen und Ideale gingen weiter!

Zu deren Verwirklichung mußte und wußte er die Kapelle umzuändern, umzubesetzen. Der einzige Weg dazu war, die alten Bläser, zumal sie allermeist nur ihr einziges Instrument kannten, nach und nach, aber so schnell es nur möglich wurde, durch junge Neue zu ersetzen, die auch noch ein Streichinstrument spielen konnten. Denn mit Blech und Holz allein läßt sich klassische Musik nicht wiedergeben. Es ging ihm darum, auch ein Streichorchester aus der Kapelle zu bilden, die neben den militärischen Aufgaben von Marsch- und Parade-Musik auch unterhaltende und besonders klassische orchestrale Werke darzubieten wußte. Da ist nicht verwunderlich, daß Handloser diesem seinem idealen Ziel den wohl wesentlichsten Zug seiner Persönlichkeit – seine Energie und seine Begeisterung – zuwandte, mit der er sich und seine Musiker auf jede Aufgabe zu konzentrieren verstand. Seine regelmäßigen Proben sind ein Beweis dafür. Diese wurden, wie ich es oft hören konnte, in dem großen Raum hinter der „Kasernenwache", wohl dem Refektorium des zu einer Kaserne geänderten Klosters abgehalten. Da wurde nicht so sehr „exerziert", als vielmehr geübt in langen Probestunden. Den Anfängern gab er geduldige Hilfe, den Alten zeigte er nachsichtiges Zutrauen. Immer wieder wurde „abgeklopft", bis die Einsätze, Tempi, Nuancen eben ihm gut genug dünkten.

Nichts, was auch nur im geringsten fehlerhaft war, wurde belassen. So kam es zu guten Leistungen merklich und bald unter seinem etwas kleinen Taktstock, den er, wie seine Kapelle, fest in der Hand hielt. Dabei achtete er nicht nur auf die Absichten des darzustellenden Komponisten, sondern auch ebensosehr auf die Hingabe des darstellenden Musikerkünstlers. Wohl war dabei reichlich Kühnheit und Phantasie, aber doch auch genialer Geist und Talent, die seiner Musikbegeisterung Weisung und Richtung gaben.

Nur wenige Jahre gab sich und brauchte der strebsame Handloser, um durch intensives Proben ein tonables Zusammenspiel, einen symphonischen Effekt zu erreichen, bis er es wagen konnte, an die Öffentlichkeit zu treten. Im Winter 1875, drei Jahre nach seinem Dienstantritt, wurden die Konstanzer mit der Anzeige eines Symphoniekonzertes überrascht. Ein uner- und ungehörtes Ereignis in der noch ziemlich verschlafenen Stadt von nur 13.000 Einwohnern! Nicht nur die musikalischen Prominenten, auch die vielen namenlosen Konzertbesucher waren ebenso erstaunt wie restlos begeistert. Dieser Abend trug Handloser seinen ersten Triumph zu. Es war, als ob die Hörer fühlten: hier steht einer auf dem Podium – zwar ein Bauernsohn aus dem Dörfle Randegg–, aber doch ein junger Dirigent, der seine Kapelle mit seinem Taktstock beherrscht.

Und die Stadt Konstanz hatte eine Konzertkapelle. Es war der Anfang einer großzügigen ruhmreichen Entwicklung, die dem Musikmeister, seinen Musikern und der Stadt am See viel, viel Ehren brachte. Wohl fanden die ersten Konzerte mit einem nur kleinen Orchester von 18 Spielern statt, und bei diesen waren noch einige zivile Musikliebende, und wenn auch die Programme und selbst die Ergebnisse anfangs bescheiden gewesen sein werden, so war eben doch anzuerkennen der gute, feste Wille Handlosers und seine Absicht, das Interesse der Konstanzer für sein Unternehmen zu wecken. Denn auf dieser gezeigten bewiesenen Grundlage war der Ausbau der Kapelle möglich, aber auch deren Darbietungen von großen schwierigeren Werken. Es wuchs die Kraft mit den höheren Zielen. Schließlich hatte Handloser ein volles Streich-Orchester von 45 Spielern einer Militär-Regiments-Kapelle, das sich den höchsten musikalischen Anforderungen gewachsen fühlte. Dazu kam, daß der große Saal im Inselhotel, die ehemalige dreischiffige Klosterkirche der Dominikaner, mit seiner ausgezeichneten Akustik zur Verfügung stand, ein Glück, das den Konzerten implicite vollen Klang und einen würdigen Rahmen gab. In diesen Abonnement-Symphonie-Konzerten

wurde nur wertvolle klassische Musik gespielt mit an jedem Abend 1 bis 2 Symphonien im Programm. Während der letzten vier Jahre meiner Gymnasiumszeit durfte ich regelmäßig unsere Mutter begleiten und lernte so die mir unbekannten Welten der großen Komponisten kennen. Wer von der damaligen Jugend, aber selbst von den Erwachsenen, hatte vordem von deren Werken eine Ahnung und richtige Vorstellung? Ohne Grammophon, Radio und Television! Meine erstgehörte Symphonie – mir unvergeßlich geblieben – war Beethovens „Pastorale". Begeistert. Unvorstellbar bis dahin. Wo immer in der Welt und von welchem noch so berühmten Orchester ich sie wieder genießen durfte, sagte ich mir jedesmal: „so herrlich, wie sellemol im Insel vom Handloser war's ebe doch nit." Dann Schuberts Unvollendete, Smetanas Moldau, meisterhaft: die Kleine Nachtmusik und die vielen Großen der Großen: Haydn, Bach bis zu Brahms, Tschaikowsky, Wagner, bis zur Erstaufführung von Strauß' Till Eulenspiegel – all dies um die Jahrhundertwende, als Konstanz nur eine Kleinstadt von 22.000 Einwohnern inkl. der Garnison war. Von den „Musikanten" war damals mir bekannt: Rabenstein, der die ersten Geigen führte, als Konzertmeister, und Lenzinger, aus der Zollernstraße, bei den zweiten, die man oft mit ihrem „Giigekäschtle" sehen konnte, der Flötist Linke, der von Sachsen kam, dann der hervorragende Pistonbläser Erfurth, dessen Frau das Wiener Café hatte, und der oder die im Regiment ihr Einjähriges abdienenden Brüder Sahl, die berühmte Cellisten resp. Harfenisten wurden, und ja nicht zu vergessen: der Dismas, des Konstantin jüngerer Bruder, der die Klarinette blies.

Zur Steigerung von Wert und Schönheit seiner Konzerte hat es Handloser verstanden, zu fast jedem dieser Abende einen hervorragenden Solisten heranzuziehen. So hörten wir von den besten Berühmtheiten der Musikwelt jener Jahre die Sängerinnen Destin und Morena, Feinhals mit dem Prolog vom Bajazzo, vor allem den Geigerkönig Kreisler, und gar manche anderen Künstler, die damals, wie all die Jahre vorher, und noch mehr nachher, sich von diesem Orchester begleiten ließen. Kam anderswo das Gespräch auf diese Tatsache, wollte kaum einer sie für möglich halten: „in dieser kleinen Stadt?" Erst viel später erfuhr ich, wie es dazu kam. Es war anfangs der 80er Jahre, als Handloser den Geiger Joachim auf der Höhe seiner Karriere für ein Konzert gewinnen wollte, da soll dieser „Große" erst abgelehnt haben, in einer so „kleinen" Stadt mit einem so „kleinen" Orchester aufzutreten. Handloser mit seiner Energie gab nicht nach, und Joachim kam. Als er dann von der „kleinen" eine Beethoven-Symphonie meisterhaft und auch seine Begleitung so erlebte, soll er begeistert und voller Anerkennung auf sein Honorar verzichtet und dies als Grundstock für einen „Musiker-Fonds" gestiftet haben.

Doch Handlosers ideelles Vorwärtsstreben ging noch weiter, intra wie extra muros, zur Vervollkommnung der Leistungen seiner Musiker wie auch im Wunsch, Konstanz zu einer Musikstadt zu erheben und weithin als solche bekannt werden zu lassen.

So begann er schon bald an jedem Sonntagnachmittag des Winterhalbjahres Streichorchester-Konzerte im Inselsaal zu geben. Auch hier war Zuspruch und Besuch stetig wachsend, bis meistens jeder Stuhl besetzt war. Und dies nicht nur von den Symphonie-Abonnenten, immer mehr auch von andern Musikfreunden, vor allem auch von solchen der nahen und weiteren Schweizer Umgebung wie auch vom anderen Seeufer. In diesen Konzerten waren die Programme nicht nur von Werken der „höchsten" Musiksphären besetzt, sondern mit denen der „hohen" guten, in Form und Art und immer den Standard bester Musikgebung wahrend: Opern, Operetten, Potpourries und für solche Konzerte von ihm selbst bearbeitete Kompositionen.

Im Sommerhalbjahr gab die „Militärkapelle" jede Woche im Pavillon des Stadtgartens vier Konzerte. Auch diese waren stets und reichlich von den meisten Familien der Stadt abonniert, besucht auch von den sich mehrenden Touristen, die alle bei unterhaltender Musik die Schönheiten der erholsamen Sommerabende am See genießen wollten. Den Höhepunkt und Abschluß der Stadtgarten-Konzerte-Saison gab jeweils die „Siegesfeier des Sedantages" mit einer musikalischen Darstellung des Kriegsverlaufs, mit einer schießenden Abteilung des Regiments und einem immer herrlichen Feuerwerk.

Es wäre Unrecht, nicht die vielen Wohltätigkeits-Konzerte zu erwähnen, die Handloser im Lauf seiner Jahre dirigierte, und noch mehr darf nicht vergessen werden, daß er auch mit seinen Musikern dem Stadttheater für Opernvorstellungen zur Verfügung stand, zu denen er selbst mit seinen erfahrenen Kenntnissen helfend beitrug. So sah ich damals den Freischütz, Mikado, den Evangelimann, den ich sonst nie mehr auf einem Repertoire fand. Eine besonders glanzvolle Meisterleistung war die große Anforderungen stellende Aufführung von Beethovens neunter Symphonie mit einem mehrhundertstimmigen Chor.

Bestimmt weiß ich nicht, aber wohl möglich wäre es, in seinem Rahmen passend, daß er auch die Anregung gegeben hat zu den intimen Kammermusikabenden, die in dem dafür so geeigneten kleinen Barocksaal im Haus oben am Platz neben dem Münster stattfanden.

Wie groß auch die Anforderungen des notwendigen „Drills" im Dienst beim Regiment waren und so zeitraubend die vielen Proben zu den orchestralen Verpflichtungen, so suchte und fand auch Handloser Verbindungen nach auswärts. Er konzertiert mit seiner geschulten Regimentskapelle in den näheren und auch entfernteren deutschen wie schweizerischen Städten: in München, Zürich, in Donaueschingen, wenn der Kaiser auf Jagdbesuch war, oder auf der Mainau der Großherzog weilte, in Bern vor dem Bundespalast, oder bei einem Winzerfest in der welschen Schweiz; überall mit bewunderndem Erfolg und mit anerkennendem Beifall. Der außerordentlich gute Ruf, dessen sich die Regimentsmusik erfreuen konnte, brachte es soweit, daß in den Jahren um die Jahrhundertwende kaum ein kantonales und selbst kein eidgenössisches Sänger-Schützen-Turner-Fest ohne die „Konstanzer Festmusik" abgehalten wurde. Da Handloser den so bekannten „Kantönlisgeist" recht wohl zu werten wußte, ließ er beim jeweiligen Aufmarsch der einzelnen Kantonsgruppen die verschiedenen Kantone mit ihrem lokalen Marsch oder Melodien empfangen. Bei diesen Jahr um Jahr sich wiederholenden Gelegenheiten wurden gute Verbindungen, ja Freundschaften bis zu einem Duzbruder-Bundespräsidenten geschlossen, warme Beziehungen der Musiker mit den Schweizern aufgenommen, und in deren gesamten Auswirkungen der deutschen Festmusik auch national, sozial und politisch Wertvolles geleistet, was die Regierung wie das Regiment gern sahen und deswegen die vielen notwendigen Urlaube als Zeichen richtig einschätzender Anerkennung auch genehmigten. Auch die Schweizer kargten damit nicht, nicht nur mit gastlichen und alkoholischen Beweisen, deutlich sichtbarer in den vielen Trophäen und silbernen Bechern, die mitgegeben wurden als dankendes Andenken, und deren große stolze Sammlung Dismas Handloser, die „Kompanie-Mutter" der Kapelle, ins Rosgartenmuseum zu retten gewußt hat.

Bewundernswert bleibt für seine musikalische Willenskraft und seinen schöpferischen Geist, daß er auch Zeit und Freude fand, komponierend zu arbeiten. So hat er außer dem uns alten Konstanzern so be- und geliebt gewordenen „Stadtgarten-Marsch" mit der Motto-Melodie, daß „Konstanz liegt am Bode-Bode-See, und wer's nit glaubt, komm selbst und seh" – er auch eine Reihe anderer viel gespielt gewordener Märsche komponierte. Dann hat er eine Reihe von Opern-Partituren und anderer Werke umgeschrieben, um sie für seine Regimentskapelle eindrucksvoller wirken zu lassen. Da seine Musiker die Noten ihrer „Stimmen" selbst schreiben mußten – und das Notenschreiben war eine vielgeübte, nicht leichte Aufgabe –, so hat er eine große Sammlung bedeutender Musikliteratur zusammen gebracht, die leider später bei den politischen Umstellungen verloren gegangen ist.

Um Konstantin Handlosers glänzende Karriere festhaltend zu dokumentieren: 1864 Eintritt als 3jährig Freiwilliger in das Grenadier-Regiment Nr. 110 in Mannheim, zum Stabshoboisten befördert August 1872 und zur Probe-Ableistung als Kapellmeister abkommandiert zum In.-Rgt. Kaiser Friedrich III. Nr. 114 nach Konstanz, bald danach zum aktiven Kapellmeister des Regiments bestätigt. Im September 1881 wurde er zum Kgl. Musikdirigenten und im März 1895 zum „Kgl. Musikdirektor im 6. Badischen Infanterie Regiment Kaiser Friedrich III. Nr. 114" ernannt, der höchstmöglichen Position. An Orden und Ehrenzeichen wurden ihm verliehen: das Ritterkreuz des Ordens vom Zähringer Löwen und das des Hausordens von Hohenzollern, alle die Auszeichnungen und Medaillen für die Kriegsdienste von 1866 und 1870/71 und etwa an die 20 andern solcher Ehrungen der Regierungen von Preußen, Baden, Bayern, Sachsen und Rumänien. Eine Reihe von Vereinen verlieh die Ehrenmitgliedschaft. Im Stadtgarten hat die dankbare Stadt ihm einen schlichten Gedenkstein gesetzt, der einmal die Büste ihres verehrten Musikdirektors hätte tragen sollen, eine Pflicht, zu der der Weg leider sich nie gefunden hat.

Handloser war in zweiter Ehe verheiratet mit einer Schweizerin aus Rorschach, nachdem seine erste Frau sehr früh gestorben war. Er erfreute sich des Glücks einer guten Ehe mit einem frohen, anregenden, gemütlichen Familienleben im heranwachsenden Kreis seines „Nibelungen-Ringes" von 4 Kindern. Das älteste, sein Sohn Siegfried, 1894 in Konstanz geboren, machte sein Abitur am Gymnasium, studierte Medizin an der Universität Berlin, als Aspirant der „Pepiniere", um Militärarzt zu werden. Im aktiven Dienst ging sein Avancement bis in die höchsten Ränge, und als er sich der NSDAP verschrieb, brachte er es mit den Erfolgen und Taten der SS-Armee zu deren verantwortlichen höchsten General-Oberstabsarzt der Armee. Er starb 1954 in einer Münchner Klinik, hinterließ einen Sohn, Arzt in

Berlin. Die drei nachfolgenden Töchter waren: Isolde, die einen Russen heiratend, nach Rußland ging, Sieglinde und Elsa, eine verheiratete Kaltenbach, über deren Schicksal nichts zu erfahren war.

Konstantin Handloser war eine Persönlichkeit, ein Mann mit einer natürlichen Wärme von großer intelligenter Begabung für Musik und der frühen Einsicht, was diese für Mensch und Welt sein kann. Ein Mann von Charakter als pflichttreuer, vorbildlicher Soldat, ein verständiger, streng-gütiger Vorgesetzter, ein begeisterter, unermüdlicher fürsorglicher Meister seiner Kapelle, ein glänzender Dirigent seiner Musiker, dem der anfängliche Erfolg auch das Vertrauen gab, um diesen weiter zu finden.

Er war die Persönlichkeit, die das Musikleben in der Stadt Konstanz auf eine höchstmögliche Stufe hob und der seine Regimentskapelle bekannt und berühmt machte. Er hat seiner Heimatgemeinde Randegg und der Stadt, die er liebte, Ehre und Ansehen gegeben, und hat die sich gesteckten Ziele erreicht. Noch 59jährig im aktiven Dienst, erkrankte er, der immer gesund gewesen war, an einer, wie sich schließlich zeigte, bösartigen Darmgeschwulst, die, trotz des Versuchs, ihm operativ zu helfen, am 12. Januar 1905 dies erfolggesegnete Leben beendete. Konstantin Handloser wurde mit allen militärischen Ehren, und unter Teilnahme des ganzen Offizierkorps und seiner Kompanie, den Behörden der Stadt und des Landes, der vielen Vereine und der unendlichen Menge seiner Verehrer mit den Klängen seiner Regimentskapelle zu Grabe getragen.

Stammbaum der Familie Handloser in Randegg

Anton Handloser, verheiratet mit Susanna geb. Link
deren Kinder

Konstantin	Dismas	Johann	Klothilde
geb. 13. 2. 1846 gest. 12. 1. 1905 verheiratet in Konstanz	30. 5. 1852 verheiratet in Konstanz	12. 1. 1857 15. 4. 1940 verheiratet in Randegg	11. 1. 1848 verheiratet in Essen später in Konstanz caritativ tätig da gestorben
1. Siegfried 1894–1954 1 Sohn	1. Heinrich 2. Friedrich 3. Klothilde 4. Marie alle gestorben einer Musiker einer Arzt	9 Kinder nur das 7., Lina, lebt noch in Randegg Johann war Stierhändler	
2. Isolde gest. 1915			
3. Sieglinde			
4. Elsa verh. Kaltenbach			

Diese Angaben machte Herr Alexander Gramer, Ortspfarrer in Randegg.

Dr. S. Moore-Moos
Kew. Vict. (Australien)

Richard Stocker — der einst berühmte Hegau-Sänger

Er starb vor 55 Jahren

Im alten Schulhaus (jetzt Rathaus) des Hegaudorfes Wahlwies am 4. Dezember 1832 als Sohn des damaligen Hauptlehrers und Chordirigenten Stocker geboren, hat Richard von seinem Vater die musikalische Begabung geerbt. Nach seiner Schulzeit war Richard als armer Schreibgehilfe tätig in Meersburg, Blumenfeld und Bonndorf im Schwarzwald. Bei Hochzeiten und andern festlichen Anlässen ließ er seine helle Tenorstimme, von seiner Laute begleitet, erklingen. Ein fahrender Schauspieler entdeckte in Bonndorf seinen vollkräftigen lyrischen Tenor und bewog ihn, als „wandernder Sänger" durch die Lande zu ziehen, und so wanderte er dann in seiner Freizeit mit der Laute am grünen Band durch Baden, Württemberg, Hohenzollern, Österreich und die Schweiz, und überall begeisterte er mit seiner prächtigen Stimme und seinem vielseitigen Liederschatz seine Zuhörer. In die badische Baar zurückgekehrt, bildete er sich in Riedern bei Bonndorf im Rechnungs-